





VON MICHAEL DIETRICH

»Es gibt keine Neuigkeiten für Dich. Was könnte man schon erzählen von aufgehenden Monden und untergehenden Sonnen und Winden und Bergen und weißen Wolken über dem nächtlichen Pazifik? Ein Tag ist wie der andere: und alle sind gut. «

RUPERT BROOKE, IN EINEM BRIEF AN EINEN FREUND, 1914.

lötzlich ist sie da, die Wurstigkeit des Seins. Am vierten Tag meiner Reise durch die Südsee schleicht sie in mich. Unmerklich, still, leise. Ich habe es mir mit einem kalten Bier auf den Stufen einer Holztreppe bequem gemacht, schaue übers Wasser in große, weiße Wolken. Und, schwupp, rutscht die Seele runter in den Bauch.

Die Palmen beginnen zu flüstern, das Blau der Lagune zerfließt zum Aquarell, der Wind weht wundersam weich. Und ich? Ich sitze da, nur so, eine halbe Stunde vielleicht oder eine Stunde lang, und mein Notizblock steckt fest neben mir im Rucksack. Welten weit weg.

Keine Neuigkeiten - eigentlich. Ein guter Tag.

Aitutaki. Der Name lässt die Zunge tanzen: Ai-tu-ta-ki. Ein Inselchen gebogen wie ein Angelhaken, südseeschön, putzig klein mit weißen Pulverstränden und krummen Palmen. Aitutaki sonnt sich verloren im Cook-Archipel, in den Weiten des Stillen Ozeans, elf Flugstunden von Los Angeles entfernt, vier von Neuseeland. Als ich auf Aitutaki ankam, war ich noch ganz der Alte. Nicht die Spur von gelassen. Im Hotel einchecken, Moped mieten, husch, husch die Insel entdecken und alles aufschreiben. Erste Notizen aus der Provinz: »Friedlich ist es hier, ein paar Weiler, ein paar Holzhütten. Davor Kinder, die winken. Dicke Männer, die Rasenmäher schieben. Frauen, die Wäsche aufhängen. Der Hauptort Arutanga: eine kleine Kreuzung mit Polizeiposten, zwei, drei Gemischtwarenläden und einer Post.« Nach zwei Stunden hatte ich die Insel gesehen. Bis auf diesen kleinen Zipfel im Süden. Und dort wartete das Abenteuer.

Die Straße mündete in einen schlechten Wanderweg. Statt den Herrgott einen lieben Mann sein zu lassen, trieb mich die Neugier weiter, mit dem Moped hinein in dichten Dschungel. Links und rechts wucherte wilder, gelb blühender Hibiskus. Meterhoch. Nur noch überragt von einzelnen Palmen. Ferkel kreuzten meinen Weg, Krebse flitzten in ihre Löcher. Niemand war mehr vor mir, niemand hinter mir. Dann nur noch Schlamm. Schließlich eine Pfütze, 50, 60 Meter lang und bis ins Dickicht breit. Aber dahinter ging's weiter. Und zurückfahren, das machte keinen Sinn mehr. Viel zu mühsam. Also durch. Rein in die dunkle Brühe. Zuerst bis zu den Waden. Dann bis zu den Knien. Meine Arme zitterten, meine Füße ruderten. Über mir surrte eine Wolke Moskitos, eskortiert von Libellenstaffeln. Das war keine Pfütze, das war ein Tümpel. Wann würde der Motor absaufen, wann würde es pfffhhhh machen? Aus sein? Aus, mitten im Urwald, mutterseelenallein? Was war ich doch für ein Idiot!

Tage nach der Entdeckung der Wurstigkeit grunzt Piggi zufrieden in die untergehende Sonne. Piggi ist meine neue Freundin. Eine Seele von Sau, voll heiterer Gelassenheit. Sie ist in einer kleinen Strandbar zu Hause. Wenn ich mich abends setze und mein Stuhl in den Sand sinkt, kommt sie und gesellt sich zu mir. Heute erzähle ich dem Mann an der Bar, wie ich in den Tümpel rein- und – Gott sei Dank – auch wieder rauskam. Und Piggi klappt ihre langen, blonden Wimpern übereinander. Interessiert sie nicht. Warum nicht einfach umkehren, wenn der Weg schlecht wird? Hier, wo eine Ecke schöner als die andere ist. Typisch Europäer. Recht hat sie.

Wer in der Südsee reist, muss zwei Gänge runter- und danach abschalten. Hier regiert die Ruhe. Kein Mensch hat viel zu tun. Mangos, Papayas, Hühner und Schweine wachsen von allein. Man wartet und freut sich auf die Ernte oder auf den Braten. Die Insulaner sind Meister in der Kunst des Wartens. Lektion eins: Bleib gelassen, wenn das Taxi/Flugzeug/Schiff verspätet/nicht kommt. Geh nicht auf und ab, und schau nicht ständig auf die Uhr. Setz dich stattdessen in den Sand und summ ein Liedchen. So wie es der Taxifahrer/Pilot/Kapitän gerade macht, auf den du wartest. Sitzen, summen und den Augenblick genießen.

Viereinhalb Wochen war ich unterwegs. Zuerst auf den Cook-Inseln, auf Rarotonga und Aitutaki. Dann, dreieinhalb Flugstunden weiter Richtung Australien, auf den Inseln der Fidschi-Gruppe. Zum Schluss in Samoa, der alten deutschen Kolonie, etwas nördlich zwischen Fidschi und Cook gelegen. Und immer, wenn etwas nicht klappte, fanden sich neue Wege. Wie von selbst. Neue, spannende Wege, viel schöner als die ursprünglich geplanten.

aveuni zum Beispiel stand nicht auf meinem Programm, so ein Da-musst-du-unbedingt-hin-Tipp von unterwegs. Taveuni ist eine kleine grüne Fidschi-Insel. Mit tiefem, dunklem Regenwald, in dem flechtenbehangene Gespensterbäume dampfen, mit donnernden Wasserfällen und einem Bergsee in tausend Meter Höhe. Eine Straße gibt es, 47•Kilometer immer an der Küste lang. Und einen holprigen Flugplatz, auf dem Kinder kicken. Die Menschen hier arbeiten von morgens früh bis Mittag. Dann essen sie, sitzen zusammen und reden. Bis der Mond und die Sterne kommen, auf die man den Nachmittag über gewartet hat.

Jochen hat es dorthin verschlagen. Jochen ist 40 und hat vor zehn Jahren Geld geerbt, viel, viel Geld. Einen neuen Lebensstil hat er nach dem Erbe gesucht und ein Hotel. Hier in der Südsee. Überall war er. Gefunden hat er nichts. Letzte Station war Taveuni, wo er zwei Tage ausruhen wollte. Am Abend vor der Abreise saß Jochen auf der Terrasse seines Hotels, schaute in den Tropengarten und sagte zu seiner Freundin: »Schön hier. Mensch, das wär's doch!« Und an der Bar drehte sich einer um und sagte: »Steht zum Verkauf.«

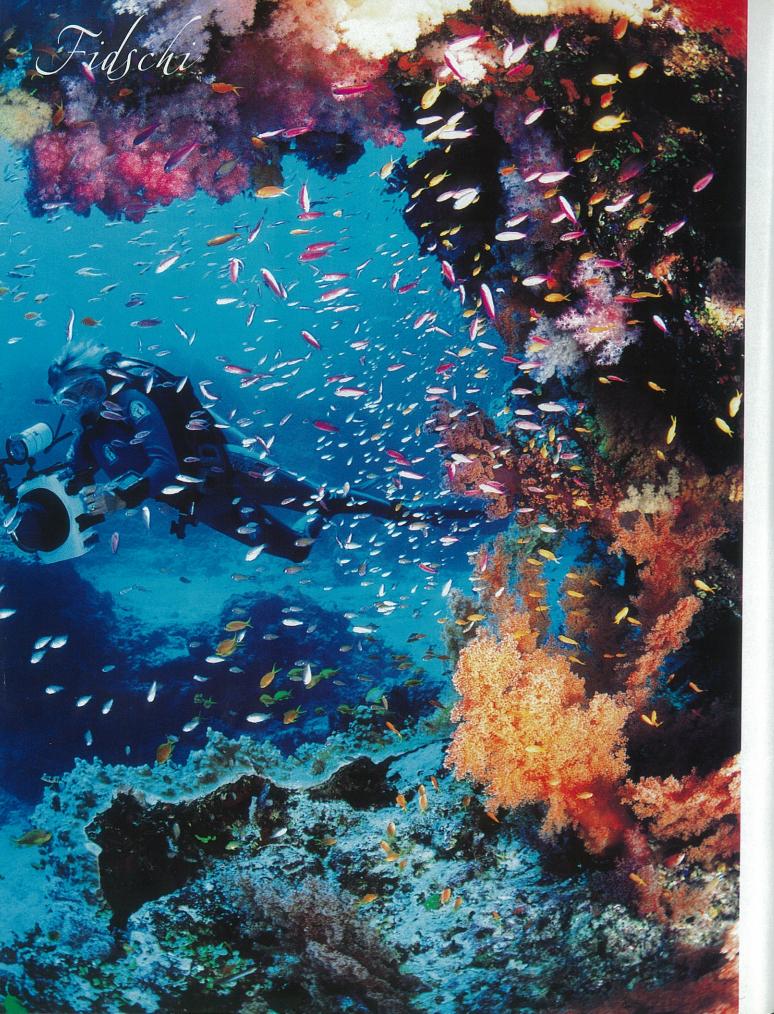
Nun sitzen wir auf dieser Terrasse, und eigentlich will ich ins Bett. Was war das für ein Tag heute! Am Morgen nach einer langen Nacht raus aus meinem Hotel, rauf auf die Fähre, mit dem Bus zum Flughafen, rein in den Flieger, Landung auf dem Fußballacker. Dann mit dem Taxi zu Jochen, und der sagt: »Los, komm, da musst du mit.« Rein ins Auto und rauf auf einen Hü-

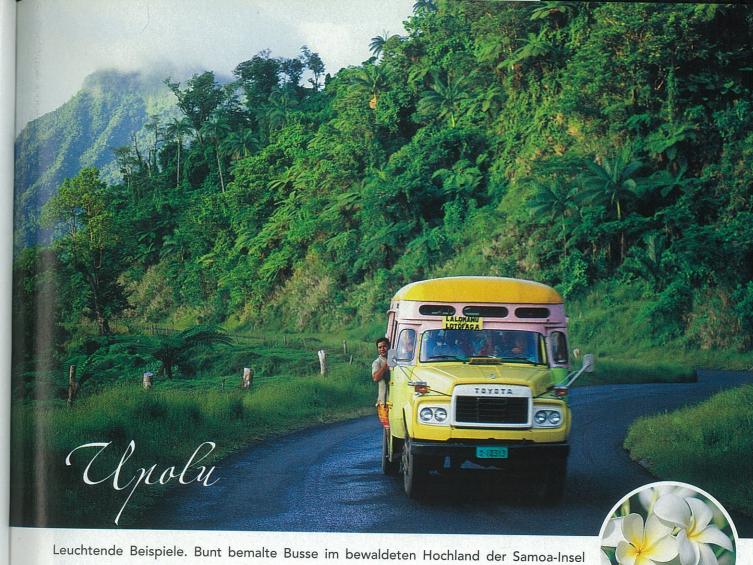


Augenblick mal! Den Moment genießen, das ist die hohe Kunst der Menschen in der Südsee. Am Strand auf Bora Bora in Französisch-Polynesien – wie auch bei der Arbeit, wenn im

seichten Wasser die Netze ausgeworfen werden. Blumen, wie die Helikonie, sind Schmuck und Willkommensgruß zugleich







Upolu. Und schillernde Korallengärten im tiefblauen Meer von Fidschi. In dieser farbenfrohen Welt erscheint die Frangipani-Blüte (rundes Bild) ganz blass

gel. Oben werden Hotelgäste getraut, Toni und Theresa aus Chicago, er im luftigen Anzug, sie im feierlichen Hochzeitskleid mit wallend weißer Schleppe. Ein Fotograf haut Filme durch. Toni und Theresa mit dem dicken Pfarrer. Toni und Theresa in der palmwedelgeschmückten Kapelle. Toni und Theresa mit dem singenden Hotelpersonal. Und Toni und Theresa, knutschend, vor der kitschigsten Kulisse der Welt. Vor Palmen, einem glattsanften Pazifik und einem untergehenden Feuerball, der die Berge der Nachbarinseln rotgold streicht. Irgendwann sinkt die Sonne erschöpft ins Meer, Toni und Theresa hören auf zu knutschen, und die Gesellschaft wandelt zurück zum Hotelgarten. Man tanzt, man isst, trinkt Wein, viel Wein und redet über Sinn und Unsinn des Lebens. Bis kurz nach Mitternacht. Schließlich bin ich mit Jochen allein und sage: »Also, gute Nacht.«

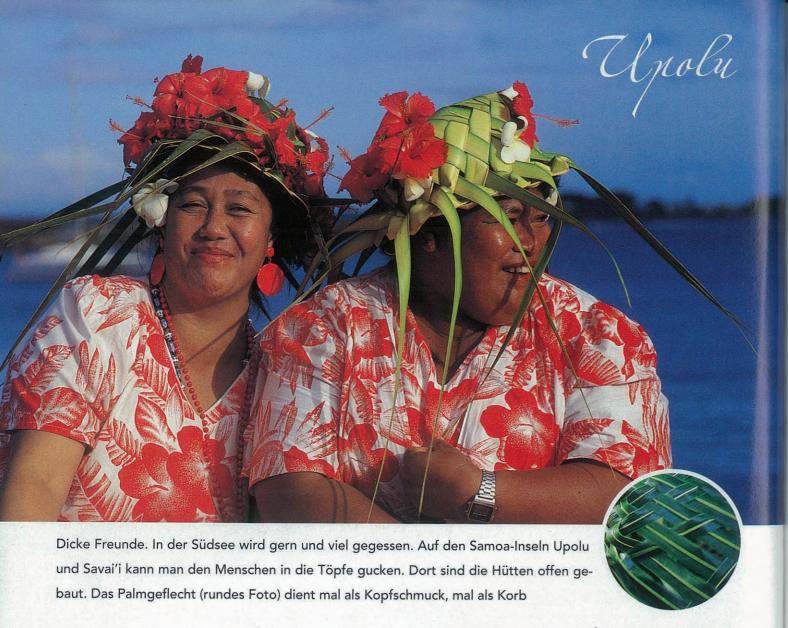
Aber dann kommt Willi, der Kellner. Willi hat 20 Dollar in der Hand. Das Personal habe gesammelt, möchte eine Flasche Rum kaufen. Jochen weiß, wo die getrunken werden soll. Im Urwald singt Lia Osborn, eine der besten Sängerinnen auf Fidschi. Einmal im Jahr tritt sie in ihrem Heimatdorf auf. Und heute ist dieses eine Mal. Also klettere ich mit Jochen und dem Personal

in den Toyota. Die Flasche Rum kreist. Frösche hüpfen im Kegel der Scheinwerfer aus tiefen Pfützen, die der Geländewagen Sekunden später trockenlegt. Nach der halben Flasche Rum zweigt ein Weglein nach links in den Dschungel. Dort, wo es endet, leuchten wir eine Hütte aus. Und erkennen eine Frau. »Das Fest? Nach rechts, eine Viertelstunde zu Fuß, hinten am Strand.«

Schwaches Neonlicht fällt auf drei Männer. Sie sitzen in einer Ecke der Dschungeldisco auf Pandanusmatten und schöpfen mit Kokosnussschalen hellbraune Brühe aus Plastikwannen. Die Brühe heißt Kava. Kava wird aus einer Wurzel gewonnen, dämpft die Sinne und macht die Zunge pelzig. Zwei Schälchen, und der Mund ist taub. An der Bretterwand verdrehen die Ersten die Augen, junge, starke Fidschianer mit ein, zwei Litern intus. Lia Osborn, die Sängerin vorn auf der Bühne, jung, zart und schön, schaut ins Nichts und singt Lieder so weich wie der Südseewind. Um uns tanzen Mädchen mit Mädchen. Und draußen liegt der Mond in Flüsterpalmen.

Wieder so ein Tag, ein guter Tag.

Am nächsten Morgen bringt mich Jochen zum Rollfeld. Dort, wo sonst die Kinder kicken, steht jetzt ein kleiner Flie-



ger. Und steht und steht und steht. Weshalb der Pilot auf dem linken Flügel seiner Maschine liegt und in die Sonne blinzelt? Ich weiß es nicht, und es kümmert mich nicht. Irgendwann werden sich die Propeller schon drehen.

schs Männer wollen mit und eine Frau. Mächtige, massive Menschen. So massiv, dass die großen Koffer neben ihren noch größeren Körpern zu Handtaschen schrumpfen. Ach was, zu Kulturbeutelchen. Auf die Waage damit: 24 Kilo. Und der Besitzer? Die Nadel zittert knapp über 220 Kilo. Südsee-Insulaner sind schöne Menschen, die Männer muskulös, die Frauen sinnlich grazil – bis sie Eltern halbwegs erwachsener Kinder sind. Dann hören viele auf zu arbeiten, lassen sich vom Nachwuchs bedienen, schaufeln in sich hinein und wuchern mit ihren Pfunden.

Einmal hatte ich das Vergnügen, bei einer Familie zum Essen eingeladen zu sein. Es war an einem Sonntag, und es war furchtbar. Am Sonntag gilt in der Südsee das Gesetz der absoluten Ruhe. Schwimmen ist auf manchen Inseln verboten, selbst kochen. Nur wagemutige und aufgeklärtere Familien bringen ihren Erdofen im Schutz der Dunkelheit zum Glimmen.

»Gsssshhh, gsssshhh.« Ein Bär von einem Mann, illuminiert vom matten Licht des Mondes, steht vor meiner offenen Strandhütte. Es ist sechs Uhr morgens, er werde jetzt mit den Vorbereitungen für das Essen beginnen, ob ich mitkommen wolle. Wir gehen über die Landstraße zu einem Holzverschlag, treffen dort den Bruder und die Schwester des Bären. Die sind dabei, trockene Kokosnussschalen zu sammeln. Der Bär holt ein Beil und haut trockene Stämme zu Kleinholz. Minuten später lodert ein gewaltiges Feuer in einer Erdkuhle. Ich sehe Schüsseln mit fettem Fleisch, mit Hühnern und mit Fischen. Die Geschwister ersticken die Flammen mit Wackersteinen, wickeln Schwein, Huhn und Fisch in dickfleischige Tamu-Blätter, schlagen Brotfrüchte von den Bäumen und raspeln Kokosnüsse. Alles geht Hand in Hand, und alle arbeiten wieselflink. Sie legen das Essen auf die Glut und decken das Ganze mit Bananenblättern und Pandanusmatten ab. Fertig ist der Erdofen. Es riecht süßlich, fast ein wenig widerlich. Im Morgengrauen dann das Frühstück. Die Pranke des Bären reicht mir einen eimergroßen Becher Kokosmilch mit Kakao, Reis und viel Zucker. Und Papayas und Bananen. Und noch einen Becher mit Kakao und Reis. Und noch ei-





nen. Kalorien für Tage. Mein Bauch, voll wie ein Fass, blubbert. Ein Blick auf die Uhr. Bald wird das Kirchenglöcklein bimmeln. Ich soll mir eine lange Hose anziehen.

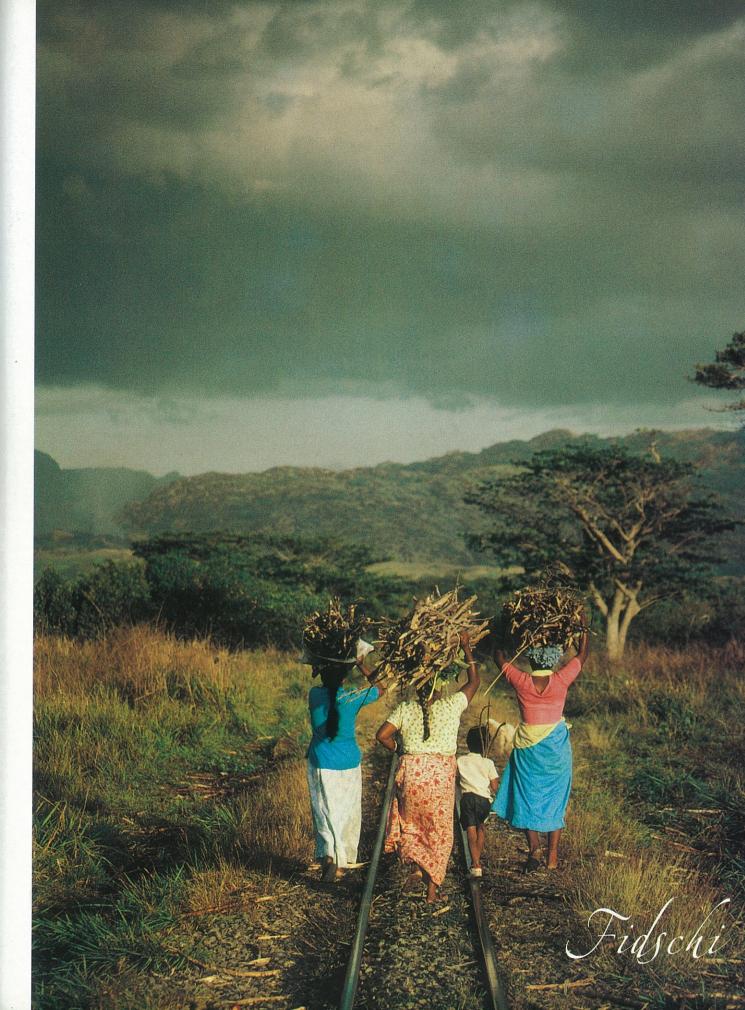
Jahre ist es her, da huldigten ihre Priester noch »Tangaroa«, dem Gott der See, des Himmels und der Welt, und »Tane«, dem Gott des Waldes, und »Tu«, dem Gott des Krieges. In Fidschi war »Degei« Kult, ein Gott, halb Schlange, halb Stein. Die Priester besänftigten die bösesten aller Dämonen mit Menschenopfern, die Häuptlinge verzehrten das Fleisch besonders tapferer Feinde, um Kraft zu tanken. Dann aber kamen die Missionare, und sie machten ihren Job gut, wahrlich gut: Sie knieten vor den Häuptlingen und blamierten die Schamanen, wann immer es ging. Versagten deren Kräuter und Beschwörungen, schufen sie Wunder mit westlicher Medizin.

Die Stammesfürsten waren beeindruckt von der Kraft der Gottesmänner und konvertierten nach und nach. Im Jahr 2000 gehören die (meist methodistischen) Pfarrer zu den bestgenährten Menschen auf den Inseln, sie predigen und wohnen in Palästen, sie fliegen Business Class, und ihre Kinder studieren in

Übersee. Auf Kosten der Gemeinden. Je opulenter der Lebenswandel des Gottesdieners, desto seliger das Dorf. Auch oder gerade dann, wenn es dabei bettelarm wird.

Hell schlagen die Glocken, und die Gemeinde strömt an unserer Hütte vorbei zum Pfarrhaus. Die Frauen tragen weiße Kostüme und weiße Strohhüte. Die Männer das, was ihnen heilig ist, manche einen knapp sitzenden Anzug, manche aufgebügelte blaue Hosen und weiße Hemden mit den Farbtupfern des Alltags. Die Kirche ist außen stattlich, innen eher schlicht. 20, 30 Ventilatoren kämpfen gegen die Schwüle. Der Pfarrer faltet die Hände, die Gemeinde erhebt sich. Draußen schaukeln Palmwedel im Wind. Eine Frau, die Augen fest geschlossen, beginnt zu singen. Und die Gemeinde stimmt mit ein. Es sind Choräle, mal melancholisch und sanft, mal kraftvoll und fröhlich gesungen. Nach einer Stunde bittet der Priester um Frieden auf Erden, zwei Messdiener wandern mit Messingschalen durch die Reihen. Die Schalen sind am Schluss so satt gefüllt wie ich nach meinem morgendlichen Kraftfutter.

Familien, die nach zehn Uhr essen, gelten als faul und als asozial. Es ist halb zehn, wir setzen uns. 40 Augen strahlen mich



an. Und alle schauen auf meine Hände. Hände sind das Besteck der Südsee. Ich bin heute der Ehrengast, und mit Ehrengästen meinen sie es besonders gut. Die Schichten in meiner Schüssel bestehen aus diversen Hühnerschenkeln, einem halben Pfund klein gehacktem Schweinehals, drei trockenen Fischen und zwei handballgroßen, schwarz angebrannten Brotfrüchten, die im Geschmack – vorsichtig ausgedrückt – mehlig kochenden Kartoffeln ähneln. Alles schwimmt in Fett, gewürzt ist nichts. Kein Salz, kein Pfeffer, kein Küchenkraut. Ein junges Mädchen fächert Fliegen von meinen Beinen.

Schweiß steht auf meiner Stirn, und meine Hände zittern. Morgens um zehn solche Mengen? Einen Hühnerfuß, ein paar Finger voll Schweinehals und einen Fisch schaffe ich. Danach ist Schluss. Ich kann nicht mehr. Der Bär ist fassungslos: »Schmeckt's denn nicht?« Ich entschuldige mich mit Problemen im Bauch. Meine Gastgeber gucken betreten und schweigen.

Dieser Tag ist anders als die anderen: kein besonders guter. Und meine Gelassenheit? Futsch.

Bei Jenny finde ich sie wieder. Auf einer Sandbank, dreißig mal zehn Schritte groß. Ich beobachte Strandkrebse bei der Arbeit. Drei kleine Strandkrebse, die in Löcher huschen, mit einer Fuhre Sand wieder rauskommen und blitzschnell kleine Hügel aufschütten. Wieder gluckst die Welt weg. Was ich auf der Sandbank treibe? Nun, ich habe gefrühstückt, jetzt gucke ich Krebse.

Jenny, halb Chinesin, halb Polynesierin, hatte mich in ihr Hotel-Resort auf dem Inselchen Nukubati im Norden der Fidschi-Gruppe eingeladen. Sie erfülle ihren Gästen jeden Wunsch, hatte sie gesagt. Wir saßen abends bei einer Flasche neuseeländischem Chardonnay zusammen, und ich deutete mit dem Zeigefinger aufs Meer, nach ganz weit draußen: »Dort, auf dieser kleinen Sandbank, will ich morgen frühstücken.« Und



Jenny fragte: »Dein Ei, wie immer drei Minuten gekocht?« Am nächsten Morgen wartet ein Schnellboot auf mich. Mit Tisch und mit Stuhl im Schiffsbauch, mit Kaffee, Milch, Toast und Butter, mit Marmelade, Papayas, Ananas und dem Drei-Minuten-Ei. Wir brausen übers Wasser, ich vermesse meine Insel und baue mir mit kleinen Steinchen Flutmelder. Zwei Stunden später – eigentlich sollte ich mein Schnellboot rufen, über den Steinchen schwappt schon reichlich Wasser – schreibe ich so fasziniert wie seelenruhig: »Die Krebse bewegen sich wie Roboter im All. Weiter weg von zu Hause kann man nicht sein. Nur der Mond ist weiter weg.«

inmal bin ich mit Jenny in einem Dorf und Gast in dieser so entlegenen, so fremden Welt. Das Dorf heißt Niurua. ■60 Menschen wohnen hier. Wahrscheinlich bin ich der erste Europäer, der es betritt. Jenny hat getrocknete Kava-Wurzeln als Gastgeschenk dabei. Wir gehen über den Dorfrasen. Zwischen Palmen und Avocado-Bäumen flattern Vögel mit purpurfarbenem Gefieder. Schließlich kommen wir zu einer Hütte, sie steht offen. Ein alter Mann mit tiefen Furchen sitzt darin und daneben eine alte Frau mit tiefen Furchen. Jenny überreicht die Kava-Wurzeln. Der alte Mann ist gerührt und klatscht dreimal in die Hände. Das Höchstmaß an Dank in Fidschi. Jenny sagt: »Wir sind hier in Freundschaft und Respekt. Bitte entschuldigt, dass wir quer über den Rasen zu eurer Hütte gingen und nicht außenherum, wie es angemessen ist. Bitte entschuldigt, dass wir nicht durch den Hintereingang in euer Zuhause eintraten, sondern durch die große Tür, die nur euch offen steht. Bitte entschuldigt diesen Bruch mit der Tradition, aber der Mann neben mir ist ein Fremder.« Der Alte hebt den Kopf, seine Augen baden in kleinen Seen. Dann sagt er: »Danke für das wundervolle Geschenk. Es ist eine Ehre für uns, dass du gekommen bist und Besuch mitgebracht hast.« Im Raum stehen zwei Betten und eine Couch, bedeckt mit bunten Tüchern. Daneben eine Kommode, geschmückt mit leeren Jack-Daniels-Flaschen und einer Bibel. Wir bekommen Tee in ihren schönsten Glasbechern serviert und Kuchen. Sie schenken uns Ananas und Papayas. Anschließend zeigen sie uns ihr Dorf. Den Banyan-Baum, der seit zwei-, dreihundert Jahren Schatten spendet. Die Kirche mit dem orange-gelben Linoleumboden, dem Jesus-Bild und dem Abendmahl-Gobelin. 15 Hütten stehen im Dorf, es ist ruhig, und der Wind weht lau. Auf der anderen Seite der Erde gibt es keine Elektrizität, es gibt keine Kühlschränke, keine Waschmaschinen und Fernseher. Dafür gibt es diese Gastfreundschaft.

Als wir uns verabschieden, wischen sich die Alten Tränen von den Wangen. Am Mangrovenufer singen sie ein Abschiedslied. Eine Strophe empfiehlt, den Augenblick zu genießen: »Bau nanuma, na nodatau lasa«, schöne Stunden sind für die Ewigkeit.

Keine Neuigkeit – eigentlich. Nur ein kleiner Wink. Aber: In der Südsee lebt man danach. Tag für Tag. Und fast alle sind gut.

Was für ein Schweineglück. Überall laufen die Tiere frei herum. Im Dörfchen Navala auf Fidschis Hauptinsel Viti Levu ist auch der traditionelle Baustil noch zu Hause. Das runde Bild zeigt eine Brotfrucht, im Geschmack Kartoffeln ähnlich